

Dem Andenken Robert Durrers

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dem Andenken Robert Durrers

von Jakob Wyrsch

Robert Durrer, der Stanser Historiker, weit herum bekannt, geschätzt oder auch als sogenanntes Original nur wohlgelitten und verkannt, ist am 14. Mai im 67. Altersjahr in seiner Heimat dahingeschieden. Wenn die Redensart vom unersetzlichen Verlust bei einem zutrifft, so ist es bei ihm. Wir alle, die wir seinem Leben näher gestanden sind, wurden mit Schrecken inne, daß dieser nie recht ernst genommene Verlegenheitsausdruck auf einmal Schwere und Gewicht erhielt und als wörtlich-wahr vor uns stand: der Platz von Robert Durrer wird leer bleiben für lange, ja vielleicht für immer.

Nicht seines Werkes wegen, so vielseitig und ergiebig es auch ist. Um es hier, wo eine fachgemäße Würdigung nicht gewagt werden soll, in einem Satz zu nennen: er hat neben vielen kleinern Aufsätzen geschrieben: «Die Einheit Unterwaldens», zusammen mit andern Arbeiten eine grundlegende Untersuchung über die Frühzeit der Eidgenossenschaft; «Die Kunstdenkmäler Unterwaldens», über ein enges Gebiet eine weitreichende und tiefeschürfende Untersuchung; er hat die ältesten Urkunden über «Bruder Klaus» in mehreren Bänden gesammelt und erläutert; er hat den ersten Band der Geschichte: «Die Schweizergarde in Rom und die Schweizer in päpstlichen Diensten» geschrieben und in seiner Schublade hat er weiterhin noch «Das Bürgerhaus Unterwaldens» druckfertig und «Das Lebensbild von Heinrich Angst» beinahe vollendet hinterlassen. Er hat aber auch nebenbei noch die Erneuerung einer Reihe Kirchen, Kapellen und anderer historischer Bauten meisterhaft geleitet und endlich hat er besonders in den letzten Jahrzehnten in unerschöpflicher Fülle Goldschmiedeentwürfe: Kelche, Gefäße, Kästchen, Tafelaufsätze geformt. Allein mag alles dies, was er geschrieben, angeordnet, geformt hat, fast zu viel und zu vielseitig scheinen, als daß ein beliebiger Einzelner die Arbeit aufnähme und fortsetzte, sie wird eben doch von Zweien oder Dreien fortgeführt werden. Und mag insbesondere die kühl-sachliche, man könnte sagen kristallinische Schreibweise, hinter der doch immer der leidenschaftliche Pulsschlag dessen spürbar war, der die Feder führte — mag diese Einheit von Mensch und Werk, die auch den ge-

schichtsunlustigen Leser immer wieder bannte und nicht losließ, für die meisten unerreichbar sein, vom einen oder andern wird sie doch so oder so wieder erreicht werden. Die Reihen werden sich wieder schließen; andere Forscher und Künstler werden dastehen, wo er gestanden, und werden das vollenden oder anders schaffen, was er begonnen hatte und vielleicht schon vollendet glaubte. Man wird ihn mit der Ehrfurcht nennen, die einem Verdienten gebührt, oder man wird ihn mit der Rücksichtslosigkeit beschweigen, die bei einem Toten ungefährlich scheint, und damit wird sein Werk selbst zur Geschichte werden.

Lebendiger wird die Erinnerung an seine Persönlichkeit bleiben, denn Lebendigkeit und Unmittelbarkeit machten gerade das Wesen dieser Persönlichkeit aus. Was er seinen Fachgenossen und Freunden als Mensch bedeutete, das haben Josef Zemp, Emanuel Scherrer und Linus Birchler in launiger und ernster Weise in der Festschrift zum 60. Geburtstag des Verstorbenen gesagt. Was er uns jungen tumben Stanser Gymnasiasten und Studenten war, wie er, dieser so völlig unschulmeisterliche Mensch ohne «Lehrauftrag», uns die Augen öffnete, Horizonte verrückte, Dunkelheiten hell machte, das steht nur in dankbaren Herzen. Und was er der Umwelt schien, das bewahrt, die einzelnen Züge plastisch heraustreibend, die Legende auf, die sich schon zu Lebzeiten um seine Person spann und deren Treiben er halb abwehrend und halb belustigt zusah. Würde man diese vielen Anekdoten sammeln, in denen Wahrheit und Dichtung sich anmutig mischen, es gäbe nicht nur eine ergötzliche Kennzeichnung seines Wesens, seiner Stärke und seiner Menschlichkeiten, sondern auch noch eine bitter-lachende kulturgeschichtliche Satire auf unsere Zeit.

Aber wenn uns der Verlust bei seinem Tode unersetzlich scheint, so denken wir dabei ebensowenig wie an das Werk, nun an das, was man mit dem Ausdruck individuell jeweils meint. Zwar ist jeder Mensch als Person im strengen Sinne unersetzbar, aber es kommen andere nach, die ihn vertreten, die sein Wesentliches in anderer Gestalt erneut darstellen und ihn vergessen machen, und das wird auch beim Verstorbenen so sein. Allein mit ihm ist auch noch etwas dahingegangen, von dem wir nicht wissen, ob es jemals wieder so erscheint, wie er es verwirklicht hat, nämlich die so ganz einzigartige Form seines Daseins.

Obenhin und kurzsichtig betrachtet, erscheint sie zwar gewöhnlich und unbedeutend: Durrer hat studiert und seinen Doktor gemacht wie andere, er ist Staatsarchivar und Richter in Nidwalden geworden, was man auch anderwärts zu werden pflegt; er hat Urkunden gesammelt, Bücher geschrieben, hat renoviert und modelliert, ist in Kommissionen gesessen, blieb Junggeselle, erfuhr Anerkennung, Anfeindung, Ehrung, alles in üblichem Maß; seine innere Lebensgeschichte verlief ebenfalls in gradliniger ruhiger Entwicklung, kurz, der Lebenslauf eines jeden Regierungsrats in einem mittleren Kanton, eines jeden Kaufmanns mit etwas Wagemut erscheint daneben abenteuerlich und inhaltsreich. Aber fügen wir noch den Schlußsatz bei: das alles war und tat er in seinem Vaterhaus und in jenem abseitigen stillen Stans, das zwar ein Mittelpunkt seines kleinen Staatswesens, das zwar umspielt und umglänzt vom Lichte der Historie, aber weder geschichtlich noch landschaftlich so bedeutend ist, daß man darob eine gewisse Gegenwartsferne übersähe. Hier an diesem Satz gilt es nun einzusetzen, um das sichtbar zu machen, was sich an Ungewöhnlichem hinter diesem simplen Lebenslauf verbirgt.

In seiner Jugend konnte Robert Durrer zwei Wege wählen. Dem frühreifen und begabten Studenten wäre wohl das offen gestanden, was man die akademische Laufbahn nennt, und es wäre gegeben gewesen, daß er diesen offenen Weg eingeschlagen hätte. Er tat es nicht, sondern er kehrte heim. Aus Treue zur Heimat, aus Verpflichtung zur Tradition oder auch aus einem Mißverständnis heraus wählte er die zweite Bahn, zu der er sich berufen glaubte: das Dasein eines Staatsmannes, wie es in den Urkantonen im 19. Jahrhundert noch möglich war, wo die Person von Anfang an und nicht erst am Lebensende, mehr galt als die Partei, Geist mehr als Geld, Ideen mehr als wirtschaftliche Macht, Führung mehr als Verwaltungstechnik; wo die Parteien sich nicht oder nur ausnahmsweise zwischen den Gewählten und das Wählervolk schieben konnten, weil in den kleinen Verhältnissen jedermann jedem als Mensch bekannt war. Seine Vorfahren waren noch in dieser Weise politisch wirksam gewesen, für ihn aber war dieser Weg immer wieder versperrt. Bis in die letzten Lebensjahre hat er dies als bitteres Unrecht empfunden und nie ganz verwunden.

So hat er beide Laufbahnen verfehlt, er ist weder als Professor noch als Magistrat gestorben; er blieb das so und sovielte Mitglied

eines Gerichtshofs mit unbedeutenden Aufgaben; er blieb Staatsarchivar, ein Amt, das kaum den zehnten Teil seiner Zeit und seines Talents beanspruchte; er blieb also, wenn man es sinngemäß und nicht mit tönenden leeren Namen sagen will, ohne Amt und Rang, ohne die Möglichkeit, mehr und etwas anderes zu scheinen, als er war; mit einem Wort: er war ganz auf sich gestellt. Aber gerade daraus, was er als Verhängnis empfand und mißverstand, formte sich nun seine einzigartige Existenz.

In nüchternen Worten gesagt: er wurde zum freien Gelehrten. Auf beidem liegt der gleiche Nachdruck: nicht ein bloßer Liebhaber und Sammler, der kraft seiner Mittel es sich leisten kann, nicht ein Privatmann, der spaziert, Geselligkeit pflegt und daneben halb aus Lust und halb aus Langerweile noch dies und das forscht und schreibt, welche an sich recht liebenswürdige Lebensweise gerade in der innern Schweiz im verflossenen Jahrhundert dank den bescheidenen Ansprüchen an das äußere Dasein noch möglich und recht beliebt war. Er aber war Gelehrter aus Beruf, der galt und zählte auch ohne Amt und Würde. Und gerade weil ihm das letztgenannte fehlte, war er auch frei, nicht nur frei im Forschen — das ist ja angeblich ein jeder — sondern frei als Forscher. Aemter und Titel, Staat und Schule heben wohl den Mann empor und machen ihn der Menge kenntlich, aber sie binden auch; sie geben wohl Ansehen und Gewicht, aber sie sind auch ein Gewicht. Durrer aber war frei, nur sich selbst verantwortlich, nur so weit geltend, als der eigene Wert reichte. Was heutzutage nur noch der Künstler sein kann — und auch das nicht immer und nicht überall — das war er in unbefangener und selbstverständlicher Weise als Gelehrter.

Aber wohin zielen diese Sätze? Müssen sie nicht im Lobpreis jenes blutlosen, entwurzelten Intellektuellen enden, den unsere neuzeitlichen Meinungen als Charakterlumpen und Windbeutel der allgemeinen Verachtung preisgeben? Es könnte tatsächlich so scheinen, denn Robert Durrer war nicht so «fortschrittlich», daß er nun die Seele gegen den Geist oder gar schon den Leib gegen die Seele ausspielte. Für ihn war intellektuell noch kein Schimpfwort, sondern es war ihm etwas Selbstverständliches und er war stolz darauf, daß er es war.

Ohne Zweifel gibt es solche Intellektuelle, auf die das Schimpfwort paßt; wir alle haben ja in den letzten zwei Jahrzehnten er-

fahren, daß es sie sogar in größerer Zahl gab, als daß ein Zeitalter mit ihnen hätte fertig werden können. Das ist allerdings noch kein Urteil über persönlichen Wert, denn nicht alles, was wurzellos und volksfremd und verwickelt ist, muß deswegen auch wertlos sein. Hier aber handelt es sich noch um eine andere grundsätzlichere Frage: ist es für einen Mann von Geist wesentlich, daß er in sich gespalten und uneins ist — was dann von den Verehrern gelegentlich zum vornherein als Fülle und Vielseitigkeit mißverstanden wird? Ist es notwendig, daß er beziehungslos und unfähig ist zum Mit-den-andern-sein — was dann etwa als Freiheit und Unabhängigkeit beschönigt wird? Vom andern Ende gesehen: es ist Erdhaftigkeit und Unbeschwertheit schon immer ein Zeichen von Spießertum?

Mag dies alles auch noch so oft zusammentreffen, mag man Beispiele auf Beispiele häufen, lassen wir uns doch nicht verblüffen und uns solche Mären aufschwätzen! Setzen wir uns zur Wehr gegen diese Unglücksprediger, denn Genie ist nicht Irrsinn und Geist nicht Wurmstichigkeit, wenn auch hundert Irrsinnige genial und tausend Wurmstichige geistreich sind.

Hier offenbart die Existenz Robert Durrers ihre Bedeutung auf einer tiefern Ebene. Gewiß hatte er seine Beweglichkeit, seine Unruhe, seine Widersprüche; er war nicht das, was man landesüblich einen brauchbaren oder auch nur einen gesetzten Menschen nennt. Wer von seinen Freunden hat es nicht gelegentlich mit einem leisen Unbehagen erlebt, daß er irgendwo und bei irgendeinem Anlaß, auf der Straße, in der Eisenbahn, plötzlich und leidenschaftlich loslegte, Lehrmeinungen umstieß, Thesen entwickelte, ungeachtet der staunenden Landsleute, die sich allmählich um ihn sammelten und kopfschüttelnd zuhörten? Wer hat sich nicht gelegentlich über seine sprunghafte, unberechenbare Art geärgert? Und wer hat nicht hie und da mit schadenfrohem Behagen allerlei boshafte Geschichtchen, die seiner Formlosigkeit und Sorglosigkeit in äußern Dingen widerfahren sind, zum besten gegeben? Allein keiner hat damit Robert Durrer als einen irrlichternden, zigeunerhaften Hans-Dampf oder gar als ein unbürgerliches, in sich gespaltenes und zerfahrenes Halbgenie kennzeichnen wollen. Die Frage stellte sich überhaupt nicht. Wenn er — wörtlich genommen — sich ganz hinauslebte, nichts verhielt, sich überall einsetzte, überall Beziehung fand, so geschah es, weil er unmittelbar und echt war. Er stellte genau das vor, was er war; denn im Gegensatz zu den Blendern und

Wurzellosen schien er nicht nur etwas, sondern er w a r es auch. Hinter dem Losen, Unbeschwerten, Wandelbaren, womit er zunächst verblüffte, anzog oder abstieß, da zeigte sich ein fester, ungespaltener Kern der Person, ein ordnender Mittelpunkt, da war Substanz.

Substanz haben bedeutet aber einen Standort haben, beheimatet und verwurzelt sein. Wer im Vaterhaus, auf angestammtem Boden, unter seinen engern Landsleuten wohnt, wird als Mann von Geist zwar manches entbehren, aber er braucht deswegen nicht zu verbauern und nicht zu verspießern. Auch wenn er über seine Umgebung emporwächst und schließlich so viel weiter und höher sieht, daß er von den Nächsten nicht mehr recht verstanden wird, so wird er immer noch von der gemeinsamen Heimat genährt. Und auch die Verbundenheit mit der Tradition im Religiösen, Staatlichen und Gesellschaftlichen heißt wahrhaftig nur Erstarrung und Verknöcherung bei einem, der sowieso schon starr und knöchern ist. Wer aber sein Selbst mit dieser Tradition nicht gleichsetzt, der hat damit einen sichern Anlauf ins Neue und Unbekannte hinaus, während die selbstgefälligen Voraussetzungslosen rechts und links tapfen und an Ort treten und den Anfang nicht finden. Und ein Standort muß auch — um selbst dies nicht zu vergessen — in der äußern Lebenshaltung sein. Wer, wie heutzutage bald jeder Handwerker und Angestellte, sich von einer tüchtigen Reklame einreden läßt, seine persönliche Kultur bewaise sich in einem ständig erhöhten Lebensstandard, der bleibt der Erwerbssklave seiner Scheinbedürfnisse und zappelt bis zum Tode in der unlustvollen Spannung zwischen Wunsch und Erfüllung. Denn nicht der ist ein freier Herr, nicht der kann sich und seinem brotlosen Beruf leben, der sich alles leisten kann, sondern wer sich so bescheidet, daß zwischen Ansprüchen und Besitz immer noch Zeit und Raum zum Atmen und Ruhen bleibt.

Man wird vielleicht einwenden — und Robert Durrer wäre mit einem spitzen Wort womöglich als erster zur Stelle — die erden-nahe lebendige Persönlichkeit werde hier zu einem außermenschlichen krampfhaften Phantom übersteigert. Mag es sich so anhören, allein es handelt sich ja hier nicht um das Individuelle, sondern um den Raum und die Form, in der dies Individuelle sich verwirklicht hat. Wäre Robert Durrer als Professor oder als Landammann von Nidwalden gestorben, so stünde heute schon ein anderer bereit um

seinen Platz, vielleicht schlechter, vielleicht auch besser einzunehmen; ein anderer würde die entleerte Existenzform auf seine Weise neu beleben und es wäre beinahe, wie wenn der Verstorbene nicht gelebt hätte. Weil er aber keines von beidem war, weil er seine Existenz und nur seine eigene uns vorgelebt hat, so bleibt sein Platz leer; etwas Unwiderbringliches ist zugleich mit seiner Persönlichkeit verschwunden. Denn wer weiß, ob und wann es einem andern wieder gelingen wird, das wirklich zu machen, was dem Verstorbenen fast wider Willen gelang: ein bedeutendes Dasein eingeordnet einer alltäglich-schlichten Umwelt. Das sollte zwar nicht etwas Einzigartiges sein und vielleicht gab es glücklichere Zeiten, wo es dies nicht war. Daß es aber heute etwas Seltenes ist, und in unsern Verhältnissen vielleicht bleiben muß, wird uns gerade beim Heimgang Robert Durrers in fast erschreckender Weise bewußt und darum beklagen wir mehr als nur den Verlust eines tüchtigen Gelehrten und eines treuen Freundes.

Ernst Gagliardi's Geschichte der Schweiz¹

von Hermann Escher

Ueber dem schweizerischen Staat der Gegenwart schwebt als seine platonische Idee der Gedanke völkerverbindender Einheit. In dem durch Sprachen- und Rassenkämpfe verwüsteten Europa wirkt die Verbindung anderswo getrennter Volksstämme und Kulturen wie die Zukunftshoffnung des ganzen Erdteils.» So leitete Gagliardi die erste Auflage seiner Geschichte der Schweiz ein, die in den Jahren 1920 und 1927 in drei Bänden erschien und den Leser bis ins Jahr 1926 führte. In der Niederschrift wurde sie schon 1915, mitten im Weltkrieg, begonnen. Und der angeführte Satz beweist, wie enge sie mit den damaligen welterschütternden Ereignissen zusammenhängt; denn nach ihrer ganzen Fassung hätte sie zuvor gar nicht so geschrieben werden können. Erst der Krieg

¹ Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart. Umgestaltete und erweiterte Ausgabe. I. Band, bis zur Ablösung vom deutschen Reich 1648. 744 Seiten mit 240 Bildern. Zürich, Orell Füßli Verlag 1934.